

Mit dem Ruhrgebiet als Kern war Nordrhein-Westfalen einmal der Inbegriff deutscher Industriestärke. Heute gibt es andere Leistungsträger und verschiedene regionale Wege

Jenseits des Ruhrgebiets-Mythos

2.Mai 2010, Gerd Held

Das Areal der ehemaligen Zeche Zollverein liegt irgendwo im Übergang zwischen Essen und Gelsenkirchen, mitten im klassischen „Ruhrgebiet“ und damit auch ziemlich genau im Zentrum des Landes Nordrhein-Westfalen. Heute ist diese Mitte kein Ort der Montanindustrie mehr, auch kein Ort anderer produzierender Gewerbe. Eher ein Ort der Darstellung, eine Bühne. Die Besucher können hier Theater- und Tanz-Aufführungen besuchen, Design-Entwürfe studieren oder die Zechenanlage selber als Ausstellungsstück anschauen. Der Ort ist eine Kunstwelt, das heutige Arbeitsgesicht von Nordrhein-Westfalen findet man hier nicht. Die industrielle Vergangenheit aber ist erstaunlich nah. Auf Zollverein hat man vieles so gelassen, als sei die letzte Schicht gerade erst nach Hause gegangen. In der zentralen Waschkäue für die Arbeiter – heute in schiefem Denglisch „Performing Arts Choreographisches Zentrum“ genannt – sind noch die alten Fliesen und Spiegel an der Wand, sogar die Kernseife liegt in einigen Ablagen. Auch das Kapital ist hier in seiner ganzen Sachautorität präsent: in den riesigen Kesselflanschen etwa, bei denen allein die Muttern schon Titanenhände erfordern. Die Ruhrindustrie war ein Schwergewicht und das übertrug sich auf das Gesamtbild des westlichen Großbundeslandes: „ein starkes Stück Deutschland“. Das Revier bildete auch wirtschaftlich-räumlich das Scharnier zwischen dem Rheinland und Westfalen. Ein muskulöser, rauchiger Ort. Rau, aber herzlich. Wenn man Anfang der 70er Jahre, als die Montankrise schon in vollem Gange war, ins Ruhrgebiet fuhr und die Schornsteine, rußigen Hauswände und gigantischen Rohrleitungen sah, war immer auch ein leichtes Gruseln dabei. Man war dann ganz erleichtert, wenn die Bewohner, die auf ihre Kissen gestützt vom Fenster auf die Straße guckten, einem so freundlich den Weg zeigten. Damals wurde gut verdient, NRW war ein wohlhabendes Land – an der Landesgrenze merkte man es gleich am Straßenbelag. Das waren noch Zeiten. Das Land war, mit einem Viertel der Gesamtbevölkerung der alten Bundesrepublik, nicht nur riesengroß, sondern es hatte auch eine klare Identität im Konzert der deutschen Länder. Es prägte damals das deutsche Bild des Leistungsträgers.

Das gilt heute nicht mehr. Heute gibt es neue Leistungsbilder, den schwäbischen Maschinenbauer, den oberbayrischen Hightech-Park, das Automobil-Cluster in Südost-Niedersachsen, das Finanzzentrum Rhein-Main, die Medienmetropolen München, Köln, Hamburg und Berlin. Das Ruhrgebiet hingegen ist zum Sozialfall geworden und das bleibt nicht ohne Folgen für den Ruf von Nordrhein-Westfalen. Von hier kam als erstes die Mahnung, dass wir neben der Ost- auch eine Westförderung brauchen. Hier ist auch die Klage über die Finanznot der Kommunen am lautesten. Zugleich wird oft betont, das Ruhrgebiet sei „nicht mehr so schlimm“, sondern sehr grün und lebenswert. In der Tat ist die finsternachtvolle Kulisse verschwunden. Das „starke Stück Deutschland“ macht heute im Revier eher einen beschaulichen Eindruck. Die Straßen neben der alten Zeche Zollverein sind gemütliche Wohnstraßen, wie

sie überall in Deutschland in den suburbanen Siedlungen zu finden sind. Zur Zeche haben sie keinen Bezug mehr, ein richtiges Stadtzentrum ist weit und breit nicht in Sicht. Alles verteilt sich gleichmäßig, es gibt keine herausfordernden Ballungen mehr. Das Ruhrgebiet ist harmlos geworden. Das ist für diese Region nicht unbedingt ein Kompliment. Man kann die Einwohnermillionen hin und her zählen, aber sie formen keine Einheiten mit Gewicht. Von der größten Universitätsanhäufung in Europa ist die Rede, aber niemand in der Welt scheint sie als ernsthafte Konkurrenz zu empfinden. Man hat sich auf einem Stammplatz in der 2. Liga eingerichtet. Natürlich fehlt es nicht an „ermutigenden“ Stimmen, aber die Erfahrung lehrt, dass solches Schulterklopfen eher ein schlechtes Zeichen für eine Region ist.

Und doch lohnt sich ein zweiter Blick. Wer im Revier Verwandte, Freunde oder Bekannte hat, sollte die Gelegenheit zu einem Hausbesuch nutzen. Hinter unscheinbaren Fassaden kann man Erstaunliches entdecken. Großzügig entkernte Zechenhäuser, Anbauten aller Art in intensiv genutzte Gärten. In dieser Welt sind die extremsten Beschäftigungen zu Hause. Man findet preisgekrönte Huskierzüchter und Bodybuilder, Samurai-Kämpfer und Ökolandwirte, Grillweltmeister und Grufties, Weltumsegler und Sammler aller nur denkbaren Dinge. Das ganze Panorama der menschlichen Leidenschaften eröffnet sich, das Feuer der Hochöfen scheint in die Privatsphäre gebracht worden zu sein. So gibt es im Ruhrgebiet einen Reichtum der Lebensextreme, der sich jedoch immer in kleinen, bisweilen skurrilen Kreisen bewegt. Wo die größeren Unternehmen noch bestehen, haben sie ihre prägende Kraft verloren. Viele neue „Projekte“ sind so künstlich, dass sie nicht lange halten. Die Bindung an größere Städte ist geringer als anderswo in Deutschland. Das Ruhrgebiet, das alte Scharnier von Nordrhein-Westfalen, zerlegt sich. Man kann den Charakter dieses Bundeslandes nicht mehr vom Ruhrgebiet her verstehen.

Wir müssen uns heute diesem Land anders annähern, am besten von einer seiner äußeren Regionen, vom Münsterland her und von Ostwestfalen. Oder, auf Seiten des Rheinlands, von der Städtereihe am Rhein und vom Aachener Raum. In diesen Regionen finden wir oft stärkere Bindungen und klarere Entwicklungswege. Ostwestfalen hat eine eigene mittelständische Industrie, mit einer langen Tradition in der Fertigung von größeren Haushaltsgütern, Möbeln, Elektrogeräten. Oft ist sie im ländlichen Raum verwurzelt. Das Münsterland hat einen bedeutenden geistig-wissenschaftlichen Mittelpunkt und eine erneuerte Ernährungs- und Textilwirtschaft auf dem Land. Im Rheinland sind die urbanen Bindungen stark. Städte wie Bonn, Köln, Düsseldorf, Duisburg und auch die kleineren Städte von Uerdingen bis Xanten sind auf ihre Identität stolz. Und die „Rheinfront“ von Leverkusen bis Duisburg ist die größte Konzentration der Großchemie, der Stahlerzeugung und anderer materialintensiven Industrien in Deutschland – sie hat das Ruhrgebiet längst ersetzt. Der Aachener Raum lebt von seinen starken europäischen Bezügen nach Benelux. Allen diesen Regionen wird man nicht gerecht, wenn man sie mit der Elle des Ruhrgebiets misst. In diesen Städten und Regionen ist Nordrhein-Westfalen nicht so amorph wie im Ruhrgebiet, hier gibt es größere Bilder und Geschichten, in denen sich die Menschen wieder erkennen und fortleben. Die rheinische Mentalität hat ein großes Formenrepertoire für das öffentliche Stadtleben. Die Münsterländer oder Sauerländer sind stolz auf ihre ländliche Verwurzelung und ihren westfälischen „Dickkopf“. Dabei herrscht eine große Kontinuität: mancher Gewerbezweig datiert schon aus dem 18. Jahrhundert und ist, bei aller Modernisierung, bei seiner Produktfamilie geblieben. Universitäten wie Köln, Bonn, Münster, Aachen haben ihren Ruf über Jahrhunderte in den gleichen Disziplinen gewahrt. Das Neuere ist hier auch das Ältere. Für diese Teile Nordrhein-Westfalens ist die Sonderstellung des Ruhrgebiets eine Zwischengeschichte. Nun setzen sich

wieder die längeren Kontinuitäten durch. Es wird Zeit, dass das Gebilde NRW insgesamt ein anderes Selbstbewusstsein findet und das Eigengewicht der beiden Landesteile auch institutionell stärker betont.

Die alte Aufstellung prägte einen Politikstil, der sich immer wieder – ganz unabhängig von der Parteizugehörigkeit – durchsetzte. Solange Nordrhein-Westfalen wie gebannt auf das Ruhrgebiet schaute, drehte sich das ganze „Wir in NRW“ nur um ein Gebiet mit besonderem sozialstaatlichem Einsatz. Nicht die Bindungskraft der verschiedenen Leistungsregionen bestimmte das Wir, sondern die Logik der Förderprogramme, die vor allem auf Hilfe von außen setzte. Das erzeugt keine innere Verbundenheit. Schon früh hat es die nordrhein-westfälische Landespolitik für opportun gehalten, sich als „soziales Gewissen der Bundesrepublik“ (Karl Arnold 1950) zu überhöhen. Das war keine landespolitische, sondern eine bundespolitische Profilierung. In den Spuren der allgemeinen Sozialpolitik wandeln heute wieder der amtierende Ministerpräsident mit seiner Forderung nach „Generalrevision von Hartz IV“ und auch die Oppositionskandidatin mit ihrem Ziel der „Gemeinschaftsschule“. Doch gerade in jenen Regionen des Landes, in denen Bindungen intakt sind, ist das Misstrauen gegen solche anonymen Sozialideen groß. Hier lauert eine Politikfalle, die jede Regierung in dem übergroßen Land im Westen bedroht: Mit der Flucht in die Sozialpolitik auf Bundesebene verliert die NRW-Regierung den Kontakt zu den eigenen Leistungsregionen und schwächt insgesamt ihre Position im Spektrum der Bundesländer. Da ist es kein Wunder, wenn jetzt von einem Amtsbonus für den Ministerpräsidenten nicht viel zu spüren ist.

(Manuskript vom 2.5.2010, erschienen als Essay in der Tageszeitung „Die Welt“ am 8.5.2010 unter der Überschrift „Das harmlose Land“)